

kennen läßt. Hiernach ergibt sich diese Auseinander-  
setzungen der platonischen Dialoge:

1. Erste Reihe: Hippias II., von der Frei-  
willigkeit im Unrechtthun; Ion, über die Begei-  
sterung und Reflexion; Alcibiades I., über die  
menschliche Natur; Charmides, über die Tugend  
der Besonnenheit; Lysis, über die Freundschaft;  
Laches, über die Tapferkeit; Protagoras, eine  
Streitschrift gegen die Sophisten; Euthydemus,  
gleichfalls eine solche Streitschrift; die Apologie  
des Sokrates, eine Rechtfertigung des letztern gegen  
eine Anklage; Kriton, über das Recht handeln;  
Gorgias, über die Rhetorik und den Mißbrauch,  
welchen die Sophisten damit trieben; Euthyphron,  
über das Heilige; Menon, über die Tugend und  
deren Lehrbarkeit; Hippias I., wieder gegen die  
Sophisten gerichtet.

2. Zweite Reihe: Cratylus, sprachphiloso-  
phische Untersuchungen enthaltend; Theätet, eine  
Untersuchung über den Begriff der Wissenschaft,  
die aber im Wesentlichen nur widerlegend sich ver-  
hält (gegen die Sophisten) und kein positives  
Resultat ergibt; Sophistes, eine Untersuchung über  
den Begriff des Seienden; Politicus, eine Ab-  
handlung über den Staatsmann, und endlich Parme-  
nides, über die Ideen und das Eine.

3. Dritte Reihe: Phädrus, eine Abhand-  
lung über die Liebe und über das Schöne als  
Gegenstand der Liebe; Menegenus, über das  
Nützliche; Convivium, gleichfalls über den Eros;  
Phädon, über die Seele und deren Unsterblichkeit;  
Philebus, über das Gute überhaupt und über das  
höchste Gut; De republica, eine Staatslehre, in  
welcher jedoch zugleich die wichtigsten speculativ-  
philosophischen Fragen verwebt sind; Timäus,  
über die Weltentstehung; Critias, eine fingirte  
politische Urgeschichte; De legibus, worin gleich-  
falls über den Staat gehandelt wird. Die Recht-  
heit des Minos und der Epinomis, welche gleich-  
falls über die Gesetze handeln, ist bestritten.

Nach Plato hat die Philosophie die Aufgabe,  
zur Erkenntniß des wahrhaft Seienden (*ὄντως ὄν*)  
durchzudringen. Das Seiende sind die Ideen.  
Die Dialektik, als die Kunst, das Mannigfaltige  
in der Erkenntniß auf die Einheit des Begriffes  
zurückzuführen und dann die Begriffe selbst wie-  
derum gegen einander abzugliedern, ist das Or-  
ganon der philosophischen Erkenntniß, das be-  
wegende Element der gesammten philosophischen  
Wissenschaft, und zwar aus dem Grunde, weil die  
Ideen der Gegenstand der Begriffe sind, die durch  
die dialektische Operation gebildet und gegliedert  
werden. Indem wir die Begriffe bilden, erfassen  
wir in diesen die Ideen der Dinge als das wahr-  
haft Seiende und gelangen somit zur Erkenntniß  
gerade dessen, was die Philosophie als Ziel an-  
strebt. Ohne Dialektik gibt es also keine Philo-  
sophie. — Was nun die Idee selbst betrifft, so  
sind diese, in ihrer Objectivität gefaßt, als ein  
real allgemeines Sein zu betrachten, wie die Be-  
griffe, durch welche sie erkannt werden, in unserm

Denken als allgemeine auftreten. Sie repräsentiren  
die Wesenheiten der erscheinenden Dinge. Aber  
eben weil sie ein real allgemeines Sein sind, können  
sie den Einzeldingen nicht immanent sein; sie  
müssen vielmehr als transcendent über den Einzel-  
dingen gedacht werden. Es ist zu unterscheiden  
zwischen einer doppelten Welt, der Ideen- und  
der Erscheinungswelt. Das Verhältniß, in wel-  
chem die erscheinenden Dinge zu den Ideen stehen,  
ist dahin zu bestimmen, daß sie an den Ideen theil-  
nehmen (*μετέχουσιν*). Dadurch, daß ein Einzel-  
wesen an der Idee, welche dessen Wesenheit re-  
präsentirt, theilnimmt, ist es das, was es ist.  
Dieses „Theilnehmen“ besteht aber wiederum  
darin, daß die erscheinenden Dinge als Nach-  
bilder zu den Ideen als den Vorbildern sich  
verhalten. Die Ideen spiegeln sich in den er-  
scheinenden Dingen ab und gelangen dadurch  
eintigermassen, wenn auch nicht in vollkommener  
Weise, zur Offenbarung. Derjenige aber, welcher  
die erscheinenden Dinge nach dem Vorbilde der  
Ideen gestaltet, ist Gott, der als die „Idee des  
Guten“ erscheint, welche wiederum transcendent  
über der Ideenwelt dasiehet. — Aus der sinnlichen  
Erfahrung können wir die Erkenntniß der Ideen  
nicht schöpfen, eben weil sie den sinnlichen Dingen  
nicht immanent sind. Die sinnlichen Dinge können  
durch den trübten Widerschein der Ideen, der uns  
in denselben entgegentritt, uns nur erinnern an  
die Ideen, deren Erkenntniß wir schon anderweitig  
geschöpft haben. Man muß daher annehmen, daß  
die Menschenseelen vor ihrer Incorporation in  
einem außerkörperlichen Zustande in der Region  
der Ideenwelt gelebt und dort die Ideen, das an  
sich Wahre und Gute, angeschaut haben (Prä-  
existenz der Seelen). Infolge ihres Eintrittes in  
den Leib ist ihnen aber das dort Geschaute in Ver-  
gessenheit gekommen; doch haben sie die Fähig-  
keit nicht verloren, sich wieder daran zu erinnern.  
Diese Erinnerung wird dadurch in ihnen erregt,  
daß in der Erscheinungswelt ein wenn auch nur  
unklares und getrübes Bild der Ideen ihnen ent-  
gegentritt; dadurch werden sie an das Urbild  
erinnert, und so erwacht in den Seelen wieder  
die Erkenntniß der Ideen. Dieß drückt der pla-  
tonische Satz aus: *Discoers ost reminisoi*. —  
Das Dasein Gottes sucht Plato mit Anaxagoras  
zu erweisen aus der allseitigen Ordnung und Zweck-  
mäßigkeit in der uns umgebenden Welt, insofern  
Ordnung und Zweckmäßigkeit eine Vernunft vor-  
aussetze. Die göttliche Natur ist ihm die aller-  
vollkommenste, geschmückt mit allen nur denkbaren  
Vorziigen, unveränderlich und sich immer gleich  
bleibend. Außer dem höchsten Gotte gibt es je-  
doch nach Plato noch untergeordnete Götter und  
Dämonen, welche eine Mittelfstellung zwischen  
Gott und der Welt einnehmen. Zu den unter-  
geordneten Göttern gehören namentlich die Gestirns-  
götter. — Die Entstehung und der Bestand der  
Welt wird von Plato auf folgende Principien zu-  
rückgeführt: die Materie, Gott als Demiurg und